

(Nachdruck verboten.)

42)

Der Entgleiste.

Von Wilhelm Holzamer.

Wie er schneidet, treten ihm Schweißperlen auf die Stirne. Er wendet alle Energie und Vorsicht auf. Nur das Nötigste, aber sicher erfassen.

Er erhebt sich, und der Direktor sieht die Wunde nach.

„Sehr gut, Herr Kollege.“

Aber Philipp ist gelb wie Wachs geworden.

„Was ist Ihnen, Herr Kollege?“

„Es geht vorüber,“ antwortet er und schämt sich. Dabei steigt ihm wieder das Blut in die Wangen.

Nachdem er ein Glas Wasser getrunken, tritt er noch einmal her und untersucht den Verband.

Dann wird die Kranke in ihr Zimmer getragen.

Als sie später erwacht, steht Philipp an ihrem Bette und betrachtet sie sinnend.

Sie fühlt leise und vorsichtig an ihre linke Seite.

„Ach Gott,“ seufzt sie und weint leise in sich hinein.

Das Licht zittert über ihr Bett und spielt silbrig auf der Blässe ihres Gesichtes und vergoldet ihr blondes Haar. Der Schatten des Doktors ist groß an die Wand geworfen. Sie sieht mit einem erschreckten Blick darauf.

Ein leises Beben in ihren Rippen, dann weint sie. Still und schmerzlich.

Er nimmt ihre Hand und fühlt den Puls.

„Ganz ruhig bleiben, Fräulein, es wird schon alles gut werden.“

Und ganz verstohlen fühlt sie noch einmal nach der verbundenen Seite.

Philipp hat es bemerkt.

„O, das ist nicht schlimm, Fräulein. Das ist das Schlimmste nicht in der Welt. Da gibt es Schlimmeres. Das dürfen Sie nicht so arg empfinden. Es wird gut heilen, wir wollen schon dafür sorgen.“

Sie sieht ihn mit großen Augen an. Sie begreift ihn nicht. Er hat sie doch zum Krüppel gemacht. Und er empfindet das nicht?

Das Licht flimmert auf ihren Händen — sie lächelt. Es ist so leidvoll-glücklich, wie ihre weißen Zähne zwischen den blaffen Lippen blinken.

„Ruhen Sie nun und denken Sie über gar nichts nach. Träumen Sie etwas Schönes, was Ihnen sehr lieb ist.“

Langsam hebt sie die Hand und erfährt die feine. Ein leiser, dankbarer Druck.

„Danke!“ haucht sie. „Wollen Sie meine Geige wieder stimmen? Es läßt mich nicht ruhen, sie verstimmt neben mir zu haben.“

Er stimmt ihre Geige — und sie schläft ein. —

Philipp steht im Garten unter dem großen Nußbaum, der so einen breiten Schatten wirft, und sinnt. Er ist ganz in Gedanken verfunken. Er blickt ins Land hinaus. Er sieht seine Heimat. Die Mutter, die auf der Treppe steht und über die Gärten blickt, die Hügel, an denen die Nebel glänzen, die Wiesen, durch die die Selz sich schlängelt, die Tulenmühle, deren weißer Giebel so freundlich zum Dorfe herüber lacht und in der ersten Frühe grüßt und erst mit dem späten Abend sich verhüllt.

Ueber ihm flüstert das Laub des Nußbaumes. In ihm sind viele holde Stimmen. Seine Jugend. Er hat doch noch, was er verloren geglaubt. Er hat es noch mit allem Glanz, mit aller Dürftigkeit und Lieblichkeit. Und die Mutter ist ihm noch nahe und gar nicht fremd geworden, und die Mutter gehört zu ihm, wenn sie auch nur eine Zieglerin ist und grobe Hände und hat eine rauhe Stimme und die Worte nicht wählt. Er läßt sich seine Mutter nicht verachten, er stellt sie hoch in sein Leben, so hoch er sie nur stellen kann, so hoch man nur einen Menschen stellen darf. Es ist alles Glanz um sie und Liebe, es ist alles Dank in ihm.

Das Gefühl überflutet ihn. Er ist froh darum. Und wie er nun denkt, er weiß nicht, wie es gekommen. Daß

es auf einmal so innig und voll da ist. Es wird doch der Mutter nichts passiert sein? Er wird gleich am Abend schreiben.

Karl Weik tritt mit einem großen Feldblumenstrauß neben ihn.

„Guten Tag, Herr Doktor. Wie ist die Operation verlaufen?“

„Gut!“

„Wie geht's Fräulein Glückfeld?“

„Gut!“

„Das arme Tierchen. Da haben Sie auch wieder ein Schicksal geschaffen. Ich weiß, force majeure — mais quand même (höhere Gewalt — aber trotzdem). Gottverdammtes Mehrgeschäft. Das arme Tierchen wird sein Lebtag daran leiden. Und wer kann das wieder gut machen? Niemand.“

„Ja, ja. Aber so schlimm ist das nicht,“ wirft ihm Philipp ein.

„In Ihren Doktorgefühlen und -auffassungen. Der Mensch wird Ihnen Leuten ja erst etwas wert, wenn er innen und außen ein Krüppel ist. Je mehr er an sich hat, um so interessanter ist er Ihnen.“

„Nun, nun, nicht ganz so schlimm.“

Weik sprang nun davon ab. Er hatte sich wieder etwas von der Seele geredet und ließ nun dem sanfteren Teile seines Wesens das Vorrecht.

„Während Sie sie operiert haben, hab ich ihr Blumen gepflückt, der Armen. Darf sie Blumen auf ihrem Zimmer haben? Wollen Sie ihr den Strauß geben oder schicken lassen.“

Philipp wird tief rot. Er nimmt den Strauß.

„Sie sind doch ein guter Mensch, Weik.“

„Guter Mensch? Weik ich besser weiß, wie's dem leidenden Menschen zumute ist.“

„Kennen Sie Fräulein Glückfeld?“

„Ich habe Sie nur einmal gesehen.“

„Sie ist, glaub ich, eine recht gute Künstlerin.“

„Dann wird sie auch die feineren Nerven haben und mir noch schwerer daran tragen, daß Sie ihr die Brust abgenommen haben.“

„Es war notwendig.“

„Doktor, es gibt Operationen in uns, die genau so notwendig sind. Wir machen sie nicht. Wenn's ins Fleisch zu schneiden gilt, da ist immer der Mut dazu da, aber sonst schleppen wir uns mit all unserem Gebreiß. Wär's wirklich nicht anders zu heilen gewesen? So ein junges Weib — es sollte ihm doch das Gedicht seines Leibes, das Hohelied der Schöpfung bleiben dürfen.“

„Weik, damit können wir nicht rechnen. Wir müssen für die Gesundheit opfern können.“

„Ha, ha, ha! Weik lachte. „Andere opfern! Na, Doktor, 's ist gut. Ihnen läuft ja alles glatt im Leben. Ich möchte Ihnen nicht wünschen, daß Sie an sich selbst tun müßten, was Sie bei anderen ganz selbstverständlich finden. Haben Sie gehört, was in der Stadt passiert ist? Die kleine May hat ihr Kind umgebracht. Sie hat gesagt, sie hätte das Wurm nicht mehr sehen können, es sei das leibhaftige Ebenbild von seinem Vater gewesen, und den haßt sie. Sehen Sie, wenn die elementare Natur einmal durchbricht! Was sagen Sie zu so einer Operation?“

Philipp wurde es schwül.

„Sie billigen das doch nicht?“

„Wir haben nichts zu billigen und nichts zu mißbilligen. Wenn ein Mensch getan hat, was er hat tun müssen, so geht das uns nichts an. Das geht nur ihn an. Im Guten wie Bösen.“

„Aber gegen das Böse müssen wir uns wehren.“

„Das Böse besteht doch. Gott sei Dank. Denn es hat auch seine Schönheit. Sehen Sie meinen Strauß: das ist die Schönheit des Bösen, die Schönheit des Unkrauts. Ein Gärtner macht aus dem Unkraut die herrlichsten Züchtungen — der rohe Bauer reißt es raus. Er ist der reinste Egoismus. Wir sind den Menschen gegenüber nichts anders. Wir

oberieren gleich, Wir reißen sie aus. Wir werfen sie auf den Weg, daß sie verrotten und verdorren. Aber ein paar haben eine unerbittliche Lebenskraft. Die werden Verbrecher. Denken Sie sich mal eine sanktionierte Weltordnung, Doktor, in der die Verbrecher Recht hätten und das Unrecht, das Sie so heißen, Moral würde. Denken Sie mal das! Geld, da tun Sie nicht mehr mit. Ich glaub's Ihnen, Sie sind auch für den schnurgeraden Weg. Aber man soll den Krümmen nicht verachten, ehe man ihn versucht hat. Sehen Sie, am krummen Wege leidet man nicht, man leidet nur am geraden. Weil er in der sanktionierten Weltordnung als der einzig richtige ausgeschrien ist. Das mal zu streichen, den Mut mal zu haben, denken Sie sich das mal aus!"

„Na, und dann?“

„So mancherlei siele dann weg. Statt der Zuchthäuser gäb's nur Krankenhäuser, und da hätte der Doktor eine Verantwortung für den Menschen, und nicht nur für sein bißchen lumpige Körperlichkeit. Und es gäbe Menschen. Seitigen Tages ist die Menschwerdung so erschwert, und die Feigheit greift unter den heutigen Umständen so sehr um sich, daß bald der Mut dazu ganz verloren gehen wird. Dann hat der Staat die Automaten, mit denen er gedeihlich wirtschaften kann. Ich empfehle mich, Doktor, und grüßen Sie das arme, mißhandelte Fräulein Gießfeld, und bitten Sie ihr Ihre Mehherei ab.“

„Sie sind ein Utopist, Weiß, — und auch ungerecht.“

„Die unfehlbare Gerechtigkeit über Sie und alle, die Ihres Standes sind, Doktor!“ Und er ging.

Er sicherte. Und Philipp hörte sein Röcheln noch lange. Es war, wie wenn heißes Wasser durch einen durchlöchernten Schlauch zischt.

Während Philipp mit seinem Strauß langsam dem Gebäude zuschritt, stellte er Weiß die Diagnose. Er war eben ein Kranker — und so und so viel von dem, was er gesagt hatte, war eben Bestätigung seines Zustandes.

Und doch.

„Ach was — es ist nichts so unsinnig, daß nicht ein Sinn darin wäre. Es kommt auf das Gesunde in der Welt an.“

Ja wohl, es kommt auf das Gesunde in der Welt an.

„Das Freie und Starke, das Freudige und Mutige muß siegen, ob im Alleinsein oder im Herdennweg. Darin hätte er recht, wenn er das gemeint hätte. Aber man kann sich nicht auf ihn einlassen. Er hat eine kontradiktorische Weltanschauung. Und das ist Unsinn.“

Er murmelte das vor sich hin.

Fräulein Gießfeld schlief.

Die Wärterin nahm den Strauß und stellte ihn in einen großen, irdenen, bunten Topf, wie solche im Lande gemacht wurden. Auf den Behen ging sie dem Doktor nach, der ihr auf den Behen vorangegangen war.

Eine Grasmücke spottete draußen einer Drossel nach. In den Nesten schaukelte sich der Wind.

15.

„Woran leiden Sie am meisten, Weiß?“ fragte Philipp.

„Daran, daß ich nicht meines Lebens eigener Schmied war. Nicht meines Glückes — das wäre wieder Mühlsteinsphilosophie, wie sie die Staats- und Kirchenordnung sanktioniert hat. Meines Lebens, meines Wesens, im Guten oder Bösen, das ist ganz gleich. Man muß nur, was man ist, sich selbst verdanken und sich selbst schulden, auch wieder ganz gleich, und man muß etwas aus sich gemacht haben, man muß eine Art haben. Ich kam nicht einmal dazu, mich selbst zum Ausschuß zu werfen, ich habe mich einfach dazu werfen lassen. Darum träume ich auch davon, noch einmal etwas Fürchtbares zu tun, einen Mord, einen großen Brand, so etwas.“

Philipp, der fürchtete, Weiß käme wieder auf seine Theorien zurück, und nicht Lust hatte, den Kreislauf mitzumachen, lenkte ab und warf im leichten Ton hin:

„Aber vorläufig pfücken Sie Blumen für unsere Kranken.“

„Ja, um ein wenig mildern und lindern zu helfen, wo's die Herren Ärzte nicht können oder interessante Fälle studiert haben. Man ist ja nur Versuchskaninchen für die Dummheit und die Wissenschaft der Herren Mediziner.“ polterte er los.

Philipp nahm ihm das weiter nicht übel. In diese Berbe mußte er immer seinen Sieb tun.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Frauen.

Von A. Verbitskaja.

Aus dem Russischen von Stefania Goldénring.

II.

Ratja hatte Zaplinas Adresse genau auf einem Zettelchen notiert, trotzdem mußte sie lange, sehr lange nach der Wohnung des Schuhmachers Agafonow suchen. In der entlegenen Gegend, an der Peripherie der Stadt, wo sie wohnte, gab es wenig Schutzleute, den Namen Agafon fand sie in drei Häusern und auch drei Waschanstalten gab es in den Höfen. Ratja erkundigte sich und gewann den Eindruck, als ob alle Häuser hier nur mit Schuhmachern und Waschfrauen bevölkert wären. Endlich erreichte sie einen kleinen Hof. Ueber schwarze, glatte Stufen ging sie in das Kellergeschloß eines elenden Holzhäuschens und öffnete die Tür. Im ersten Augenblick konnte sie nichts unterscheiden. Es war dunkel; ihr Fuß stieß an einen Eimer, der ein klingendes Geräusch von sich gab.

„Zu wem wollen Sie?“ ertönte aus der Finsternis eine undeutliche Frauenstimme.

„Wohnt hier Fräulein Zaplina? Die Studentin Zaplina?“

„Ja wohl. Bitte treten Sie hier näher.“

„Geben Sie mir die Hand“ flehte Ratja hilflos. „Ich kann vom Hof aus nichts sehen.“

Eine knöchige, nasse und kalte Hand streckte sich dem zarten Händchen des jungen Mädchens entgegen. Eine Frau mit glattgelämmtem Haar und hochgeschütztem Rock, deren Gestalt Ratja jetzt unterscheiden konnte, führte sie; Ratja ging tastend.

„Hier steht ein Trog. Halten Sie sich links.“

Die Waschfrau stieß die Tür auf. Es wurde plötzlich hell.

„Zu Ihnen“, warf die Wirtin kurz hin und schloß die Tür hinter Ratja. Sie senkte erleichtert auf. Ihr war ganz schwindlig infolge der entsetzlichen Luft, in der sich die Ausdünstungen von eingeseifter Wäsche, der Geruch von Leder und Säulnis und endlich der scharfe Duft nicht ganz frischen Sauertrauks, das im Ofen kochte, vereinten.

Zaplina schritt dem Gast entgegen.

Sie bewohnte ein langes, fast leeres Zimmer, dessen einziges Fenster ziemlich hoch lag, das aber am Tage genügend Licht gab. Augenblicklich warf die kalte, untergehende Sonne ihre letzten gelben Strahlen hinein. Die Einrichtung war so primitiv wie möglich; die Außenwände waren mit Schimmel bedeckt, die Decke war verrußt; die alte Tapete hing in Fetzen herab. Derselbe Geruch von Mober und Säulnis drang auch hier herein, aber geschwächerter. Das Zimmer schien isoliert. Aber durch die dünne Wand hörte man die Stimme des Schusters und der Gesellen, heiseres Husten, Bruchstücke von Liedern und rhythmische Hammerschläge. Zaplina rückte der Ratja den einzigen Stuhl hin und nahm selbst auf dem Bett Platz.

„Ich habe Sie kaum gefunden“, sagte Ratja, die plötzlich ihre ganze Heiterkeit verloren hatte. „Welch öde Gegend! Warum wohnen Sie hier?“

„In der Nähe des Krankenhauses . . . Das ist für mich eine große Bequemlichkeit.“

„Haben Sie nicht früher in der Anstalt gewohnt? War es dort schlechter als hier? Da gibt es, wie es mir scheint, Freiwohnungen.“

„Kennen Sie die Wohnverhältnisse in der Anstalt?“

„Nein, nicht ganz.“

„Man wohnt dort zu Dreien in einem Zimmer, das kleiner ist als dieses hier. Ist das Zimmer groß, so müssen fünf hinein. Ich weiß nicht weshalb, aber ich kann das nicht ertragen . . . Ich brauche die Einsamkeit. Ich war auch nicht im stande, dort zu arbeiten.“

„Was zahlen Sie hier?“

„Fünf Rubel monatlich. Ich bin zufrieden. Hier ist es verhältnismäßig ruhig. Die Wirtin sind gute Menschen. Der Mann betrinkt sich manchmal und macht Skandal, aber ich habe mich daran gewöhnt und bin nicht mehr ängstlich. Im vorigen Jahre war es schlimm. Da hatte ich gar kein Fenster im Zimmer. Tage und Nacht Licht brennen müssen, es ging viel Petroleum drauf. Meine Augen begannen zu schmerzen. . . . Dafür war das Krankenhaus nahe. Hier fühle ich mich wohl. Ich werde von vielen in der Anstalt beneidet.“

„Sie werden beneidet? Ist das möglich?!“ entfuhr es Ratja; sie biß die Lippen fest zusammen.

„Ja. . . Als ich in der Serpuchowskajastraße wohnte, verlor ich gut anderthalb Stunden für den Weg nach dem Krankenhaus und ebenjoviel für den Rückweg. Für die Straßenbahn hatte ich kein Geld. Das machte mich fürchtbar müde. Wenn ich nach Hause kam, fiel ich wie ein Klotz auf das Bett; ringsumher wurde geklämt, mit den Türen geworfen, gelacht, geschrien. Es war lauter junges, frisches Volk. Unmöglich zu schlafen. Und am nächsten Morgen standen dann die Requisitionen bevor. Das eine war gut, daß man nicht von den Stunden abhängig war. . . . Dort in der Anstalt bekam man ein Gehalt von fünf Rubeln, damit kam man auskommen. Wenn man ein eigenes Zimmer hat, wird man ohne Stunden nicht fertig.“

Der Atem ging ihr aus, sie verstummte. Offenbar hatte sie lange nicht mehr soviel gesprochen. Ihre Augen verfolgten hartnäckig

die letzten gelben Strahlen, die dort oben im Winkel an der Wand zu den und spielten. Die Sonne war hier scheinbar ein seltener Gast und Japlinas Augen freuten sich mit ihr.

„Sie geben also Unterricht?“

„Ja.“

„Wieviel verdienen Sie?“ fragte Katja leise.

„Zehn Rubel.“

„Im ganzen?“

„Für mich reicht es aus.“

Katja betrachtete wehmütig dieses lange, schmale, graue Zimmer plötzlich packte sie etwas ans Herz. Sie bemerkte in einer Ecke, auf einem Tabouret, einen Rhododendron. Er stand vor dem Fenster, erhielt aber nur spärliches Licht. Es war ein flehes, abgekehrtes, hinsterbendes Gewächs. Er war dem Untergang geweiht, dieses unglückliche Gewächs.

Katja wandte sich ab. Ein ganzer Winkel, ein unbekannter, unerwarteter Winkel in der Seele Japlinas eröffnete sich jetzt für Katja in dieser einzigen Blume, deren jedes einzelne Blatt von ihr so sorgfältig gereinigt war.

Katjas Blick fiel auf die Wand. Ueber dem Bett hingen zwei Photographien. Die eine stellte ein dürftiges, schwächliches Kind im Hemdchen dar, mit großem Kopf und den kranken, traurigen Augen eines Erwachsenen. Das andere — ein Mädchen in altmodischem Kleid, mit einer Frisur, wie man sie vor zehn Jahren trug.

„Ach, das ist sie!“ erriet Katja.

Aber daneben hob sich auf der Wand von der grauen, verstaubten Tapete undeutlich ein weißschimmerndes Quadrat ab. Hier hatte ein drittes Bild gehangen. Man hatte es unlängst abgenommen.

„Wer mag es wohl gewesen sein?“ dachte Katja.

Plötzlich tauchte die Vermutung, die sie im Theater flüchtig überfallen hatte, bestimmt und grell wieder auf. . . Japlina hatte einstmals geliebt. . . Sie hatte ein Erlebnis. Es war sein Bild, das hier an der Wand gehangen hatte. Aber weshalb hatte sie es verstreckt?

Das alles war so seltsam, packte so wenig zu diesem schlaffen, düsternen, einsamen Mädchen. Aber Katja hätte ihren Kopf hingeben können dafür, daß sie das Richtige erraten hatte, und ihr Herz klopfte laut.

Oben zuckte der gelbe Strahl zum letztenmal und verschwand. Japlina seufzte leise und neigte den Kopf.

„Es war ein solcher Strahl in ihrem Leben,“ dachte Katja unwillkürlich. Er ist von ihr gegangen. . . und nun hat die Dämmernung für sie begonnen.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Laubenkolonist als Gärtner und Kleintierzüchter.

Die Obsternte.

Der Laubenkolonist hat immer Eile, nicht nur mit der Arbeit, mit dem Aufessen der Früchte, mit dem Verschicken der Blumen, sondern auch mit der Feier des Erntefestes. Dieses wird in zahlreichen Laubenkolonien so früh wie möglich erlebte und findet demgemäß vielfach bereits zu einer Zeit statt, zu der — vielleicht von Nadieschen, Pflücksalat und frühem Kohlrabi abgesehen — von einer Ernte überhaupt noch nicht die Rede sein kann. Brieckle ist natürlich einer der ersten, die mitmachen, und bei dieser Feier färbt sich seine eigene Gurke viel früher kupferfarbig und rot als die Gurken, die er draußen im Lande stehen hat. Von Gurken darf man übrigens Brieckle in diesem Jahre nicht reden —: sie sind schlecht geraten, der Sommer war zu kalt und so nah, daß bei manchem Kolonisten und Gartenbesitzer die Pumpen eingeroftet sind! Bei einigen haben sogar zierliche Weisen nicht nur in den Brunnenbaum, sondern auch in das eiserne Ausführrohr gebaut, hier ungestört gebrütet und die Brut bis zum Flüggewerden gebracht.

Wie alles seine zwei Seiten hat, so auch die Bitterung. Die überwiegende Masse hat der Vermehrung der Schädlinge Einhalt getan, und die Wespen, die im vorigen Sommer alles, was süß schmeckte, entwertet oder ruiniert hatten, sie fehlen in diesem Jahre so gut wie vollständig. Frau Brieckle hatte genau nach den Angaben ihres Gebieters schon im Juni aus Gaze Stoff Traubensäckchen genäht, in welche die einzelnen Trauben zum Schutze gegen die Wespen eingehängt werden sollten. Diese Säckchen liegen aber noch in Frau Brieckles stark nach Lavendel duftendem Wäschespind, und die frühen Trauben sind inzwischen süß und reif geworden, zum Teil schon abgeerntet, ohne daß sich auch nur eine einzige Wespe angefundnen hätte. Auch mit dem Staatswesen der Ameisen steht es sehr schlecht. Die Beherrscher dieser Staaten Hagen über starken Müdigung der Bevölkerungsziffer durch so eine Art Zweifelhinderstern, weil es ihnen fast Tag für Tag in den Bau regnete, was zur Folge hatte, daß die junge Brut nicht „trocken gelegt“ werden konnte, so daß sie wohl vorzeitig an Rheumatismus

zugrunde ging. Natürlich laßt Brieckle darüber, denn was dem einen Kummer bereitet, macht dem anderen Freude. Wenn Brieckle aber seine Pflaumenbäume und deren Behang betrachtet, so laßt er nicht, sondern er zieht die Stirn in Falten und bewundert das versuchte Pflaumenzeug. Sie sind nämlich fast alle madig, und wenn er einmal in eine hübsche, von Wachsstaub überhauchte Frucht herzhast hineinbeißt, so heißt er fast stets ausgerechnet auf den weißlichen Wurm, der das ganze Innere der Pflaume mit seinem Kot anfüllt. Zur Verhütung des Madigwerdens der Pflaumen gibt es noch keine Mittel; nicht nur die blauen ovalen, die runden, die gelben Eierpflaumen, sondern auch die grünen Reineclauden werden stark von Würmern heimgesucht. Im Hinblick hierauf und auch in der Erwägung, daß die Pflaumenkultur die am wenigsten lohnende ist, sollte man dieses Steinobst so wenig als möglich anpflanzen; nur in sehr feuchten Lagen, wo sonst nichts mehr wächst, hat man — soll Obstbau betrieben werden — außer der Hauszwetsche oder Bauerpflaume nichts anderes, was mit Erfolg angepflanzt werden könnte. Zum Glück gibt es auch Steinobst, das nicht von Würmern heimgesucht wird. Hierher gehören die kleine Meßer gelbe Mirabelle, die Aprikosen und der Pfirsich.

Als Brieckle Anfangs August auf meiner Plantage die voll behangenen Mirabellenbäume sah mit den nicht nur verführerisch gefärbten, sondern auch außerordentlich wohlschmeckenden Früchten, war er ganz „baff“. In der Umgebung von Weh sah ich jüngst gewaltige Pflanzungen dieser Obstart, die dort weit und breit das Gelände beherrscht. Der größte Teil der Früchte wird an Konserbenfabriken verkauft, die einen riesigen Bestand damit betreiben. Hier in Berlin hat man nur selten Gelegenheit, eine frisch gepflückte Mirabelle zu kaufen und zu genießen. — Die Aprikose gehört zwar äußerlich zu dem verführerischsten Steinobst, hält im Geschmack aber nicht das, was sie verspricht, und ist als am frühesten blühender Obstbaum der Ungunst der Jahreszeit am meisten ausgesetzt, so daß sie nur unsichere Ernten gibt, in vielen Jahren ganz versagt. Besser ist der Pfirsich: unbedingt die schönste Steinfrucht, der — eine freie, sonnige und nicht zu feuchte Lage vorausgesetzt — wohl die Kultur lohnt. Liegen Parzelle und Wohnung weit auseinander, so soll man Pfirsichfrüchte etwa 8 bis 5 Tage vor der eigentlichen Vollreife pflücken. Die wunderbar rote Farbe auf der Sonnenseite und ein feiner Duft verraten, daß die Frucht pflückreif ist, trotzdem sie sich noch ziemlich hart anfühlt. Diese Härte erleichtert bezw. ermöglicht überhaupt erst den Transport, da bei der ganz reifen Frucht schon durch eine unvorsichtige Berührung winzige Drudflecke erzeugt werden, die rasches Anfaulen zur Folge haben.

Alles das, was ich hier ausgeführt habe, wußte zwar Brieckle noch nicht ganz genau, er bildet sich aber ein, es nicht nur zu wissen, sondern sogar besser zu wissen als ich. In Wirklichkeit ängelt er aber hin und wieder ganz verstoßen über meine Weisheitsreden hinweg, um ungesehen zu beobachten, was ich mache. Wenn er dann merkt, daß ich Pfirsiche pflücke, kommt er am nächsten Tage zu mir herein, um mit mir erster Wiene zu erklären, daß es nun Zeit ist, die Pfirsiche abzunehmen, und ich tue aus Freundschaft so, als hätte er mir da etwas höchst wichtiges, mir bisher noch Unbekanntes offenbart. Brieckle muß nämlich respektiert werden; er gilt heute als Autorität auf dem Gebiete des Gartenbaus, der Vogelpflege und der Bienezücht, trotzdem seine Haut noch an vielen Stellen bedenkliche Schwellungen und Rötungen zeigt, die — um mit Sabor zu reden — „tief bliden“ lassen. Aber er ist doch immerhin bereits eine fachwissenschaftliche Persönlichkeit, und immer wenn ich aufgefordert werde, in einem Kolonisten- oder Gartenbauverein einen Vortrag zu halten und keine Zeit dazu habe, schlage ich Brieckle an meiner Stelle vor. Aber er redet auch, wie man zu sagen pflegt, gründlich von der Leber herunter, trotzdem er nicht „von Gottes Gnaden“ ist. Natürlich spricht er frei aus dem Stegreif, ohne jede Vorbereitung, denn vom Ablesen, das ja übrigens auch im Reichstag nicht gebildet wird, ist er kein Freund, andernfalls würde er einfach das erste beste Kapitel aus dem „Praktischen Taschenbuch der Gartenfreunde“ vorlesen, dem er seine Erfolge verdankt und auf das er heute noch schwört, trotzdem er es nicht selbst geschrieben hat.

Ich will nun verraten, was Brieckle von mir über die Ernte des Herbst- und Winterobstes erfuhr und mir dann später als eigene Weisheit aufschrieb.

Die frühen Trauben, die bei uns in jedem, auch im kälteren Sommer reifen, wie die weiße Mabeleine Angevine und der blaue Frühburgunder, werden jetzt von den Reben genommen und dann möglichst bald verzehrt. Was man nicht gleich essen kann, läßt man trotz der Reife noch hängen. Auf alle Fälle verhüte man es, die Beeren mit den Fingern zu berühren. Man faßt die Traube am Stiel und schneidet sie hier mit der Schere ab. Auf den Beeren liegt ein feiner duftartiger Hauch, ebenso auf den blauen Pflaumen, der durch das Berühren mit den Fingern hinweggewischt wird, wodurch dann die Frucht das appetitlich ansprechende Aussehen, mit einem Worte die unberührte Jugendfrische einbüßt. Auf diese aber hält Brieckle große Stücke. Von der oben erwähnten Ausnahme, dem Pfirsich, abgesehen wird die Sommerfrucht stets baumreif gepflückt. Bei Herbstfrüchten gibt es einige Ausnahmen. Die wunderbare Birne „Gute Luise“, die auf der Sonnenseite ein herrliches Tiefrot zeigt, pflückt man meist, ebenso wie die süße

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.

Lösung. (Anleitung, 20. August. Weiß: Kh3, Th1, Lh2, Lg4, Bg6; Schwarz: Kh8, Tg1, Lf2, BB: e2, g3, Sh4. Weiß am Zuge, macht Remis.) 1. Th1xg1, g3xh2! (1. . . . Lxg1; 2. Lxg3 zc.) 2. g6-g7, Kh8xg7! (sonst Lc6? bzw. Lf5? nebst g8d7 oder Lf4?); 3. Tg1-h1, e2-e1d! (sonst Lxe2); 4. Th1xe1, Lf2-g1!; 5. Lg4-f3, Sh4xf3; 6. Te1xg1, h2xg1L (falls D oder T, so ist Weiß pat und ein S kann nicht gewinnen); 7. Kh3-g2 nebst Kxg1 oder Kxf3 und Remis.

Hamburger Meisterturnier. Wir entnehmen der sehr maßgebenden Schachspalte der „St. Petersburger Zeitung“ folgendes Urteil über die Errungenschaften des Hamburger Meisterturniers: „Das Hamburger Turnier hat nicht alles gehalten, was versprochen war. Die Abgabe von Rubinstein und Capablanca (auch Janowski) nahm ihm einen großen Teil des entgegengebrachten Interesses, und die Qualität der gespielten Partien ragt auch nicht über das Durchschnittsmaß hinaus. Unwillkürlich drängt sich dem Beobachter ein Vergleich mit dem vorjährigen St. Petersburger Turnier auf. Sowohl was die Spielstärke der Teilnehmer als auch was die Qualität der Partien anlangt, überragt das Petersburger internationale Turnier seinem Hamburger Nachfolger um ein Erkelndliches.“

Diese Tatsachen können wir nicht bestreiten. Die minderwertige Qualität der Hamburger Partien erklärt sich teilweise aus folgendem Umstande: Nicht jedem Teilnehmer ist es gegönnt, einen der nennenswerten Preise zu gewinnen, da die Zahl der letzteren etwa ein Drittel der Gesamtzahl der Spieler ausmacht. Viele Teilnehmer pflügen erfahrungsgemäß sich verhältnismäßig keine Mühe mehr zu geben, sobald sie die Aussicht auf einen nennenswerten Preis verlieren. Hierdurch wird die Qualität der Partien eine minderwertige. Um diesem Uebelstande abzuhelfen und um das Interesse sämtlicher Teilnehmer bis zum Schluß des Turniers aufrecht zu erhalten, muß, wie das St. Petersburger Turnierkomitee es gemacht hat, ein Teil des gesamten Turniersfonds für Partien-Honorare verwendet werden, wodurch ein jeder erwonnene Zähler noch einen kleinen Preis erhält. Jedoch in Turnieren des Deutschen Schachbundes pflegen große Summen zur Veranstaltung von Festessen verwendet zu werden, was in Hamburg besonders ausgiebig der Fall war. Es verblieb kein Geld mehr für Partien-Honorare. Ganz richtig bemerkte einst hierzu Dr. Tarrasch: „man kommt zu einem Schachturnier, um Schach zu spielen und nicht um zu essen!“ Aber gegen eingeleistete Traditionen des Deutschen Schachbundes läßt sich schwer ankämpfen . . .

Amanlis Butterbirne 4-5 Tage vor der eigentlichen Baumreise, um sie liegend ausreifen zu lassen. Die richtige Blühdzeit kann man leicht feststellen: Wenn man die hängenden Früchte senkrecht emporhebt, dann müssen sie sich ohne Kraftanstrengung und ohne Reiben von der Ansatzstelle lösen lassen. An der Ansatzstelle bildet sich nämlich zu dieser Zeit eine Korkschicht, die eine Seidenwand zwischen Fruchtstiel und Fruchtholz darstellt, die Saftzufuhr vom Baum zur Frucht aufhebt und die leichte Löslichkeit herbeiführt. Von den Sommeräpfeln, die bei uns am meisten angebaut werden und im märkischen Sand auch am besten gedeihen, reift der weiße Marzapfel, eine prächtige Frucht, schon im Juli; er hat nur 8 Tage Haltbarkeit. Der Charlamowsky reift frühestens im August. Im vorigen Jahre konnte ich die Früchte dieser Art erst nach dem 10. September abnehmen, in diesem Jahre vom 20. August ab. Sobald man sieht, daß die Früchte schon bei mäßiger Windstärke reichlich fallen, auf der Sonnenseite eine prächtige rote Streifenzeichnung aufweisen (manche bleiben auch ganz hell) und sich, mit den fünf Fingern der rechten Hand zugleich gefaßt und etwas gedreht, leicht vom Stiele lösen, ist es Zeit zur Abnahme. Richtig abgenommen, in luftiger Kammer dunkel gelagert, eventuell zur Abhaltung des Lichtes mit Zeitungspapier bedeckt, behalten sie einen vollen Monat ihren feinen weinsäureartigen Geschmack und lassen sich sogar sechs Wochen lang aufheben. Zu früh abgenommen, wird dieser Apfel aber welk und bald fade. Zum Verpacken des Herbstobstes gibt es sehr handliche Kartons, vom Märkischen Obstbauverein empfohlen, hergestellt aus Wellpappe, die als flache Papptafeln zum Versand gelangen und von jedermann leicht in die handliche Kartoffelartform gebracht werden können. Als Packmaterial bedient man sich feinerer Holzwohle, nachdem jede Frucht zuvor vorsichtig in Papier, möglichst in Seidenpapier, eingehüllt wurde.

Sobald man sieht, daß die Früchte einer Sorte fallen, muß man nachschauen, ob nicht Ernte geboten ist. Manche Winteräpfel fallen früh reichlich, während Birnen im allgemeinen feister sitzen und länger hängen können. Bald beginnt das Fallen eines unserer herrlichsten und beliebtesten Winteräpfel: der Winter-Goldparmane. Gewöhnlich sind die Früchte, die sich zunächst gelb färben und abfallen, mäßig, wodurch man sich nicht zu allzu früher Ernte verleiten lassen darf. Auch „Baumanns Renette“, durch prächtige rote Färbung ausgezeichnet, und dann die „Goldrenette von Blenheim“ haben die Neigung, vor der Zeit zu fallen. Wird das Fallen zu stark, so nehme man lieber sämtliche Früchte ab, damit nicht der größte Teil minderwertig wird. Viele Äpfel- und Birnenfrüchte hängen aber sehr fest und müssen so lange wie möglich hängen, wenn sie späterhin auf dem Lager vollwertig werden sollen. Hierher gehören die späten Bergamotbirnen, die Canadarenette, der Apfel Schöner von Voskoop, der purpurrote Cousinot, ein prächtiger Weihnachtsapfel, und andere. Diese läßt man, wenn die betreffenden Bäume das Laub noch nicht abgeworfen haben und die Witterung es gestattet, bis Anfang und selbst bis Mitte November am Baume.

Das Winterobst darf stets nur bei klarem, regenfreiem Wetter abgenommen werden, aber dann nicht am frühen Morgen, wenn die Früchte noch vom Tau der Nacht benetzt sind, sondern erst später. Gutes Obst muß Frucht für Frucht mit der Hand abgenommen werden; man legt es in einen mit Padleinen oder etwas Stroh ausgepolsterten Korb und trägt es mit diesem in den Lagerraum. Hier bleibt es reichlich gelüftet aber möglichst dunkel gehalten, 14 Tage liegen, um den Wasserüberschuß auszusaugen, und kommt dann in den Lagerraum. Die einzige Ausnahme machen graue Renetten, deren Schale bei dieser Behandlung welkt. Der beste Lagerraum für Winteräpfel ist ein Keller, in dem man sie auf Latten so nebeneinander legt, daß sich die einzelnen Früchte nicht berühren, damit etwaige Fäulnis nicht von einer auf die andere übertragen werden kann. Als Unterlage verwende man nie Heu oder Stroh, weil diese Materialien muffig werden und dann den darauf gelagerten Früchten einen unangenehmen Geschmack mitteilen. Die beste Unterlage ist staubtrodenes Torfmoos. Ich bemerke dabei, daß zwischen „Lufttrocken“ und „staubtrocken“ ein Unterschied besteht. Fühlt sich das Material nicht ganz trocken an, so muß es in der Nähe des Ofens nachgetrocknet werden. Früchte, die auf dem Lager leicht welken, so gewisse Borsdorfer Renetten und die Canada-Renette, bleiben schöner und frischer in einem etwas feuchten Raum, der aber keine stöckige Luft aufweisen darf.

Sobiel steht jedenfalls fest, und auch Priekke bestreitet das nicht, daß der Wert des Winterobstes wesentlich von seiner sorgfältig ausgeführten Ernte abhängt. Hat man große Bäume abzuräumen, bei denen selbst ein wagehalsiger Turner, wie es Priekke trotz seiner Jahre noch ist, nicht die hoch im Wipfel hängenden Früchte mit der Hand, dem besten Obstpflücker, erreichen kann, so bediene man sich dazu eines an langer Stange befestigten Obstpflückers, der die Früchte einzeln greift und der innen so mit Wolle ausgepolstert ist, daß er sie nicht verletzt. Der beste mir bekannte Obstpflücker führt den Namen „Greif“. Ich rate aber, nur da ein solches Instrument anzuschaffen, wo es wirklich eine absolute Notwendigkeit ist, denn, wie gesagt, in der Regel bleibt die menschliche Hand, auch wenn sie so hart wie Priekkes „Pfote“ ist, der denkbar beste Obstpflücker. Hd.

Evangambit.

In Paris vor Jahren gespielt.
Mr. Poitin. Dr. G 5 h.
1. e2-e4 e7-e5
2. Sg1-f3 Sb8-c6
3. Lf1-c4 Lf8-c5
4. b2-b4 Le5xb4
5. c2-c3 Lb4-a5!
6. d2-d4 d7-d6!
7. 0-0 Le8-d7!!
8. Dd1-b3 Dd8-e7
9. d4xe5 d6xe5
10. Tf1-d1
Droht Lxf7.
11. Ta8-d8
12. Ta8-d8
13. Ta8-d8
14. Ta8-d8
15. Ta8-d8
16. Ta8-d8
17. Ta8-d8
18. Ta8-d8
19. Ta8-d8
20. Ta8-d8
21. Ta8-d8
22. Ta8-d8
23. Ta8-d8
24. Ta8-d8
25. Ta8-d8
26. Ta8-d8
27. Ta8-d8
28. Ta8-d8
29. Ta8-d8
30. Ta8-d8
31. Ta8-d8
32. Ta8-d8
33. Ta8-d8
34. Ta8-d8
35. Ta8-d8
36. Ta8-d8
37. Ta8-d8
38. Ta8-d8
39. Ta8-d8
40. Ta8-d8
41. Ta8-d8
42. Ta8-d8
43. Ta8-d8
44. Ta8-d8
45. Ta8-d8
46. Ta8-d8
47. Ta8-d8
48. Ta8-d8
49. Ta8-d8
50. Ta8-d8
51. Ta8-d8
52. Ta8-d8
53. Ta8-d8
54. Ta8-d8
55. Ta8-d8
56. Ta8-d8
57. Ta8-d8
58. Ta8-d8
59. Ta8-d8
60. Ta8-d8
61. Ta8-d8
62. Ta8-d8
63. Ta8-d8
64. Ta8-d8
65. Ta8-d8
66. Ta8-d8
67. Ta8-d8
68. Ta8-d8
69. Ta8-d8
70. Ta8-d8
71. Ta8-d8
72. Ta8-d8
73. Ta8-d8
74. Ta8-d8
75. Ta8-d8
76. Ta8-d8
77. Ta8-d8
78. Ta8-d8
79. Ta8-d8
80. Ta8-d8
81. Ta8-d8
82. Ta8-d8
83. Ta8-d8
84. Ta8-d8
85. Ta8-d8
86. Ta8-d8
87. Ta8-d8
88. Ta8-d8
89. Ta8-d8
90. Ta8-d8
91. Ta8-d8
92. Ta8-d8
93. Ta8-d8
94. Ta8-d8
95. Ta8-d8
96. Ta8-d8
97. Ta8-d8
98. Ta8-d8
99. Ta8-d8
100. Ta8-d8

Schwarz z. B. 20. Sbd2, Txd2+; 21. Ke1, Td3 zc. Mit 14. Sg5, Dg4; 15. Lxc6, Dxc5! zc. kann Weiß auch nichts erreichen.
14. Sd6-a5
15. Lb5xd7+
Ober 15. Db2, Sg4!; 16. Sc4 (16. Tf1, a6 zc.) 16. Lxf2+; 17. Kh1, Lb6; (droht Sd2+); 18. Sxb6, Dxb6; 19. Lxd7, Tx d7; 20. Tx d7, Kxd7 auch zugunsten von Schwarz.
15. Td8xd7
16. Td5xa5 Lb6xa5
17. Sd2-c4 La5-b6
18. Sf3-g5 De6-g4
19. Sg5xf5
Auf den ersten Blick scheint es, als ob Weiß die Oberhand bekäme. Aber Schwarz wendet das Blatt zu seinen Gunsten in geistreicher Weise.
19. Lb6xf2!!
20. Kg1xf2
Falls 20. Kh1, so 21. Sxe4 mit der Drohung Sg3+.
20. Dg4-f4!
21. Kf2-g1 Sf6-g4
22. Sc4-d6! c7xd6
23. Db3-e6! Ke8-f8
24. La3xd6+
Auf 24. Dxd7 folgt 24.
De3+; 25. Kh1, Sd2+; 26. Kgl, Sd3+; 27. Kh1, Dg1+; 28. Txgl, Sd2+.
24. Td7xd6
25. De6xd6+ Kf8-g8!
Falls 25. Kxf7? so 26. Tf1.
26. Dd6-b8+ Kg8xf7
27. Db8xb7+ Kf7-g6
28. Db7-c6+ Kg6-h5
Aufgegeben.